

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 13.

Mittwoch, den 16. Januar 1907.

22. Jahrgang.



Wiesbaden, 15. Januar 1907.

*** Frauen-Vortrag.** Vor überfülltem Saale sprach am vorigen Montag Frau Clara Muche aus Wertheim über das Thema: Der Einfluß der Ehelosigkeit auf die Gesundheit der Frauen. Rednerin verwahrt sich zunächst gegen etwaigen Verdacht, sie empfehle die von den radikalen Frauenrechtlerinnen angestrebte freie Liebe, die sie bei unseren jetzigen Verhältnissen einfach für unmöglich bezeichne. Ob eine spätere Generation dahin komme, sei sehr zweifelhaft, doch wolle sie sich eines Urteils darüber enthalten. Jedenfalls hätten die Damen, welche auf den Frauentagungen das große Wort für freie Liebe geführt hätten, auf sie nicht den Eindruck gemacht, als ob diese für ihre Person die Theorie sofort in der Praxis zu überlegen gedächten. Als feststehend erklärt die Vortragende dagegen, die Beeinträchtigung der Gesundheit durch die Ehelosigkeit und eine Anzahl von Krankheiten habe sie zur Folge. Diese äußerten sich selbstredend in den denkbar größten Unterschieden, je nach Konstitution und Temperament des betr. Weibes. Bei der einen Frau trüben nervöse, bei der anderen konstitutionelle Störungen auf, denn die Natur verlange, daß jede Frau in ihrer Reifezeit Mutter werde. Dies Gefühl sei bei echten Frauen geradezu übermächtig und da empfehle sich allein die Heirat. Nun seien aber durch unsere sozialen Verhältnisse Hunderttausende von Frauen zur Ehelosigkeit verdammt, obgleich gerade darunter die gebildetsten, wie Lehrerinnen und dergl. sich befänden, die durch ihre Vorbildung ideale Mütter sein könnten. Die Gesellschaft lasse aber gerade diese Kategorie verkommen, denn der moderne Mann sei meist auf das Vermögen seiner Frau angewiesen, während die Qualität des Geistes und Charakters außer Acht blieben. Dies alles lasse sich aber nicht ohne Liebergang ändern, sondern es müsse sich erst in Staat und Gemeinde die Meinung festsetzen, daß auch die verheiratete Frau Beamtin werden könne. Bis dahin müßten die Frauen eben die Gefahren der Ehelosigkeit auf sich nehmen, brauchten aber nicht zu verzagen und zu fürchten, daß der Jungfernstand nun auch alle krank mache. Rednerin hat bei ihrem langjährigen Wirken tausende Fälle beobachtet und behandelt, wobei sie zur Ueberzeugung gelangte, daß man den Gesundheitsbeschwerden vorbeugen könne. Dies gelinge dadurch, daß die Frauen vom 20. Lebensjahre an durch Tätigkeit, Gymnastik, reizlose, mäßige Kost, die überschüssige Lebenskraft ausbrauchten und so dem Muttertrieb die Gewalt nähmen. Gesunde, geistig rege Frauen würden dann anstelle der liebedürftenden, ewig unzufriedenen Jungfern treten, die früher mit Recht dem Spott des Publikums ausgesetzt gewesen. Daß Rednerin mit ihren geistvollen, auf praktischer Lebenserfahrung beruhenden Ausführungen das Einverständnis der vielen hundert Zuhörerinnen gefunden, bewies deren stürmischer Beifall. Der Verein für volkswirtschaftliche Gesundheitspflege e. V., der den Vortrag veranstaltete, kann sich mit dem erzielten Erfolge ebenfalls voll und ganz zufrieden geben.

*** Wissenschaftlicher Jallus des Volksbildungsvereins.** Der nächste Vortrag findet Mittwoch, 16. d. Mts., abends 8¼ Uhr, im Zirkus statt. Herr Kunsthistoriker Dr. Volkmar Waldschmidt wird ein Bild vom Leben und den Werken Konstantin Meuniers entwerfen. Es gibt bekanntlich keinen Künstler, der lebendiger als Meunier zur Darstellung gebracht hat, daß die Arbeit einen Lebensbrief der Menschheit bedeutet, keinen, der die künstlerische Schönheit der Arbeit so lebenswahr zu veranschaulichen verstand. Der geschätzte Redner, dessen Vortragshörerschaft sich hier wie auch auswärts begeisterte Anerkennung berufener Kritiker fand, hat sich ein äußerst dankbares Thema gewählt. Näheres im Anzeigenteil.

*** Kirchliche Volkskonzerte.** In dem Konzert am letzten Mittwoch hörten die Besucher als Solisten die Kgl. Sächsische Hofopernsängerin Frau Margarethe Diezler-Hüttel (Sopran), Herrn Raimund Jentner von hier (Cello) und Herrn Petersen (Orgel). Frau Diezler-Hüttel, deren schöne, wohlklingende Stimme man immer gerne in diesen Konzerten gehört hat, sang in kunstvollender Weise und mit bester Auffassung zwei ansprechende Lieder von Nicolai v. Wilm „Ich möchte heim“ und „Das Wasser des ewigen Lebens“ sowie das stets willkommene „Vater unser“ von Krebs und erfreute auch diesmal wieder durch den schönen, seelenvollen Vortrag dieser Lieder alle Hörer. Herr Raimund Jentner von hier (Cello), den man bei seinem verletzten Auftreten in diesen Konzerten als einen feinsinnigen Cellisten kennen lernte, brachte zwei sehr ansprechende Kompositionen, „Largo“ von S. Rosch und „Andante religioso“ von Hugo Weber, in schönster Weise zu Gehör. Die Zuhörer haben den Wunsch zum Ausdruck gegeben, Herrn Jentner noch recht oft in diesen Konzerten hören zu dürfen. Herr Friedrich Petersen (Orgel) eröffnete das Konzert mit der „Fantasie und Fuge über B-A-C-B“ von Franz Liszt, brachte später in feinsten Registrierung den Choral „Lobe den Herrn, den allmächtigen König“ von B. Gerhards, womit er auch diesmal wieder alle Freunde seines Instrumentes erfreute. — Für diesen Mittwochabend haben Fräulein Gertha Arndt von hier (Violine) und Herr Referendar Reinhold Freundlich von Dieblich (Baß) ihre Mitwirkung zugesagt. Zum Vortrag kommen Lieder von Mendelssohn, Bach und Schubert, Violinoli von Mozart und Raffesent-Marsch, Orgeloli von Reinecke und worauf wir Freunde kirchlicher Kompositionen noch besonders aufmerksam machen wollen, die 1-moll-Pastorale von Max Reger. Das Konzert findet, wie immer, abends 6 Uhr in der Marktkirche bei freiem Eintritt statt.

*** Kurhaus.** Die Kurverwaltung wird den zweiten großen Maskenball bereits am nächsten Samstag, den 19. Januar, veranstalten. Der Besuch desselben dürfte durch den den Kurhausabonnenten zum ersten Male gewährten freien Eintritt wohl nicht im geringsten beeinträchtigt werden, da zu dem zweiten Male erfahrungsgemäß auch ein großer Andrang von Nichtabonnenten stattfindet, abgesehen davon, daß sich auch die Abonnenten das Vergnügen nicht versagen werden, dem berühmten „Zweiten“ anzuwohnen.

*** Kunstgeschichtlicher Lehrkursus.** Hr. Frl. Elsa Escherich. Im zweiten Vortrage (Mittwoch, den 16. Januar, 3 Uhr nachmittags, im Kunsthallen-Vektor) wird Hr. Escherich in ihrem Vortrage „Die Schule von Köln“ über den Hauptmeister der Schule, Stephan Lochner, sprechen, worauf besonders hingewiesen sei. Wir bemerken dabei, daß jeder der vier Vorträge für sich ein abgeschlossenes Thema behandelt, so daß sich auch für Nichtabonnenten des Lehrganges der Besuch einzelner Vorträge empfiehlt. Einzeltickets zu 1,50 A. (Schüler und Pensionate 50 A.) sind im Salon Vektor zu haben, auch Karten für alle 3 noch folgenden Vorträge zu ermäßigtem Preise. Die vorzügliche Akustik des großen Saales wurde beim ersten Vortrage allseitig angenehm empfunden. Hr. Escherich fand großen Beifall.

*** Für die Beförderung der Wahltelegrame** sind vom Reichspostamt wieder besondere Bestimmungen getroffen worden. Für die Anlieferung der Wahltelegrame der Wahlkommissionen an das Reichspostamt des Innern und andere Behörden, sowie für die Aufnahme am Bestimmungsorte wird ein einheitliches Formular verwendet. Sämtliche Telegraphenanstalten bleiben am Wahltag und am 26. Januar, wo das Ergebnis ermittelt wird, mindestens bis 10 Uhr abends im Dienst. Gebührenfrei sind nur die Telegrame der Wahlkommissionen an das Reichspostamt des Innern. Die Telegrame der Wahlkommissionen an Behörden der Bundesstaaten sind aber gebührenpflichtig. Fernsprechanstalten bleiben am Wahltag bis 12 Uhr nachts im Betriebe, erheben aber von 9 Uhr an die Nachtgebühr.

*** Vom Rhein.** Der Jahresbericht des Fischereivereins für den Regierungsbezirk Wiesbaden pro 1906 weist einen Mitgliederbestand von 290 auf. Insgesamt wurden 3672 A. ausgegeben. Zur Hebung der Fischerei im Rhein und Lahn wurden 1450 A. in geschlossenen Dorfteichen 577 A. verausgabt. Die Ausfischung von Sandern, Karpfen und Schleien war von bestem Erfolg begleitet.

*** 25jähriges Dienstjubiläum.** Der Ober-Postschaffner Karl Stoll, beim Postamt 1 hier, feiert am 17. Januar sein 25jähriges Dienstjubiläum.

*** Dem Ehrenauschusse der 1. Internationalen Motorboot-Ausstellung,** welche vom 15. bis 30. Juni d. J., also während der Kieler Woche in Kiel stattfindet, sind beigetreten der Großherzog von Oldenburg, der Großherzog von Hessen, der Reichskanzler, Admiral von Tirpitz u. a. Durch eine Lotterie soll es ermöglicht werden, eine Anzahl Motorboote aufzukaufen und sie tüchtigen Fischern zur versuchsweisen Verwendung zur Verfügung zu stellen.

*** Das Kaiser-Panorama** bringt uns in dieser Woche in Serie 1 einen interessanten Besuch von Freiburg i. Breisgau und herrliche Schwarzwald-Szenen mit Winterport; in Serie 2 Messina und seine interessante Umgebung. Wir wollen nicht unterlassen, auf die besonders naturgetreue Wiedergabe des hier Gebotenen aufmerksam zu machen, da das plastisch Vollendete geboten wird und daher für jedermann interessant und belehrend ist.



Straßammer-Sitzung vom 14. Januar 1907.

Auf Freuden folgt Leiden.

Am Montag, den 30. Juli v. J., ging es in der Diepertischen Wirtschaft in Frauenstein recht hoch her. Am Abend vorher war Mauerball gewesen, an dem sich so ziemlich die ganze Dorfjugend beteiligt hatte und die Gesellschaft, die sich zur Nachfeier eingefunden, stand noch unter dem Einfluß der dabei konsumierten Spirituosen. So auch der Tüncher Peter Joseph Schmidt, der Maurer Joseph Lupp, der Ländler Ludwig Müller und der Maurer Friedrich Edrich. Die 3 letzteren gehörten ihrer Gewerkschaftsorganisation an, Schmidt jedoch nicht, und wenn dieser auch in der hier kritischen Zeit bereits seinen Eintritt angemeldet hatte, so sollen die anderen ihm doch deswegen aufschuldig gewesen sein. Plötzlich, als Schmidt, nichts Böses ahnend, ziemlich hochgradig angeunken, hinter seinem Stuhl sah, erschien Lupp vor ihm und versetzte ihm mit den Worten: „Jetzt weicht Du, warum!“ einen Schlag mit der Hand ins Gesicht, welcher gleich das Blut aus der Nase hervorschießen machte. Schmidt wollte dann das Lokal verlassen. Draußen aber wurde er angeblich von Müller und Edrich in Empfang genommen, welche über ihn herfielen, auf ihn einschlugen und ihn ziemlich anfangs mit dem Straßenpflaster in Verührung brachten. Als Sch. später nach Hause kam, war er angeblich über und über mit Blut bedeckt und das Blut stand ihm buchstäblich in den Schuhen. Er selbst steht in der Mißhandlung lebendig eine Strafe dafür, daß er für gut befunden habe, sich nicht gleich dem Verbanne anzuschließen, die anderen aber versichern, dem sei nicht so; Schmidt habe sich vor der hier kritischen Zeit sogar selbst auf die Tafel geschrieben, um in die Organisation aufgenommen zu werden. Wenn es zu Streitigkeiten gekommen sei, so trage allein Schmidt daran die Schuld. Er habe die ganze in dem Lokal anwesende Gesellschaft provoziert, indem er laut in das Lokal hineingerufen habe: „Ihr seid alle Sozialdemokraten! Den ersten, der mir nahe kommt, den steche ich zusammen!“ Ein Bekannter habe einem von ihnen auch eine Keule überbracht, es sei ein Glück für Lupp gewesen, daß er das Lokal verlassen habe, sonst hätte er ihm sein Messer in den Wanst gerannt. Speziell diese Keule will Lupp sich als Anlaß haben dienen lassen, um Sch. den Schlag zu versetzen. — Durch Schöffengerichtspruch sind Lupp und Edrich je in 3 Monate, Müller in 1 Monat Gefängnis genommen worden. Heute ergeht bezüglich des Müller ein Freispruch, Lupp und Edrich aber verfallen in je 5 A. Geldstrafe.

Sicher u. schmerzlos wirkt das echte Radlauerische **Huercanummittel**. Fl. 60 Pf. Nur echt aus der Kronen-Apotheke Berlin, Friedrichstraße 169. Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 2035

Wartburg

Schwalbacherstrasse 35.

Sehenswürdigkeit Wiesbadens.

Fein bürgerliches Restaurant. — Treffpunkt f. Einheimische u. Fremde.

Anerkannt gute Küche. Reichhaltige Frühstücke, Mittag- und Abendkarte.

Mittagstisch zu 80 Pfg., 1,20 Mk. — Abonnementspreis 70 Pfg. 1.—, 1,50 Mk.

Eigene Regieweine bester Lagen

6920 per Glas 25, 35, 40 Pfg., per Flasche 1.—, 1,50; 2.—, 2,50, 3.— Mk.

Weinkarte mit 69 Nummern erster Firmen.

Wiesbadener Germania-Bräu 1/10 Glas 15 Pfg.

Biere: Münchener Mathäuserbräu 1/10 Glas 20 Pfg.

Sanzer (deutsches-böhmisches Bier, kein Tucherbier) 1/10 Glas 20 Pfg.

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Kleider an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadelloß werden. Selbst leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Skizzen nachgewiesen werden. 4519

Schnittmuster-Verkauf.

Nähere Auskunft von 9—12 und von 3—6 Uhr.

Prospecte gratis und franko.

Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Wehrbein, Friedrichstr. 36, Gartenhaus 1. Stod. im Hause des Herrn Bösch.

Zuckerkrankheit

heilt, ärztlich erwiesen, mein Heilmittel No. 25. Broschüre gratis. Probe 20 Pf. Apotheker O. Seamer, Berlin SW. 11. 56/2

Holzschneiderei u. Brennholzverkauf.

Schneiden von Stämmen, sowie Brennholz, letzteres auf Wunsch im Hause mit fahrbarer Kreissäge empfiehlt sich billigst

Tel. 508. Karl Güttler, Dohheimerstr. 103. Gleichzeitig offeriere feuerfestes **Auzündholz**, gespalten pro St. 2 Mt. 40 Pfg., Brennholz à St. 1 Mt. 40 Pfg. bei Abnahme von 5 St. frei ins Haus. 4212



Hostenträger

Portemonnaies

billigst

A. Letschert,

Faulbrunnenstraße 10.

Herren-Anzüge u. Paletots. Auftr. u. Bes. nur 7160. Neugasse 22, 1. Stk.

Sie finden

die preiswürdigsten

Herren- u. Knaben-

Anzüge, Paletots, Joppen in nur neuesten Moden, sowie eine große Partie Hosen, für jeden Bedarf geeignet, um Preise von Mt. 2,50 4, 6, 8, früherer Laborn ist druck. nahezu d. Doppelte, bei 7320 Sandel, Marktstraße 22, 1. (Steinladen.) Tel. 1894.

Schneider-Zwangs-Innung.

An dem am Montag, den 21. Januar cr., beginnenden „Gesellenprüfungstermin“ für weibliche Lehrlinge der **Damen-Schneiderei** ist jedes Lehrling, welches bis zum 1. April d. J. die Lehrzeit beendet hat, verpflichtet, die Prüfung abzulegen. Die Anmeldung hat bei Herrn Schneidermeister König, Moritzstraße 17, baldigst zu erfolgen.

Wiesbaden, den 10. Januar 1907.

7873

Der Vorstand.

Bekanntmachung.

Donnerstag, den 17. Januar 1907, nachmittags 2 Uhr lassen die Erben des Maurers Friedrich Heinrich Conrad Schwalbach ihre in hiesiger Gemarkung belegenen

13 Grundstücke u. 1 Wohnhaus mit Scheune, Stallung, Hofraum,

Gohlstraße 15, auf 6 Zahlungstermine auf hiesigem Rathaus öffentlich meistbietend versteigern.

7756

Dohheim, den 3. Januar 1907.

Rössel, Ortsgerichts-Vorsteher.

Sie

schützen sich gegen

Geschäftsverluste

durch Abonnement bei der

Austunftei Bürgel,

Mauritiusstr. 5, 2. Wiesbaden. Fernsprecher 2344.

Einzelaufträge, Sammelberichte.

Ueberwachung zweifelhafter Forderungen.

Beschaffung von Agenten und Agenturen. 1947

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 13.

Mittwoch, den 16. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen über keine Verantwortung.

Dem neuen Kurhaus.

Aus der Stadtvordemsetzung vom 11. d. Mts. ersieht man zur Traurigen Ueberraschung, daß der große Konzertsaal im neuen Kurhaus statt der früher offiziell angegebenen 1800 Sitzplätze — jetzt, wo der Bau im wesentlichen schon fertig ist, man nun „entdeckt“ hat, daß derselbe in Wirklichkeit nur für circa 1000 Personen Sitzplätze bietet. Ich frage deshalb mit Recht: „Wo hatte der Bauauschuss in dieser Sache seine Augen und seinen Verstand? Wo ist der Bauauschuss überhaupt da, wenn solche haarsträubende — nicht gut zu machende Fehler gemacht werden? Sind die, welche dies angeht, nicht bedenklich nahe nach Sträswinkel gerückt? Daß das neue Kurhaus im allgemeinen in seinen Detailgliederungen, in der Ausführung den guten Anforderungen der Hygiene und einer gesunden Kunst zu entsprechen hat, das ist alles, namentlich in anbetrachter der Baukosten von „fünf Millionen Mark“ selbstverständlich! Daß man hier aber, um die immensen Gelder immer wieder von neuem hinzubewilligt zu bekommen, stets das alte Schlagwort „Weltstadt“ im Munde führt und dabei den großen Konzertsaal für mindestens 600—1000 (tausend) Personen zu klein baut, dafür steht mir hier die parlamentarische Bezeichnung. Die Grundlage des Bauprogrammes mußte meines Erachtens und war „selbstredend“ sein: „Der große Konzertsaal“ muß für 1800—2000 (zweitausend) Personen Sitzplätze bequem bieten — alle übrigen Räume des Kurhauses haben sich nach dem zu verwendenden Grundstücken dieser einzig richtigen Grundlage gemäß den praktischen Bedürfnissen entsprechend anzupassen. Ich bin schon viel in der Welt gereist, sowohl im fernen Amerika, wie im schönen Süden habe ich manche Reisende mit großer Begeisterung von der künstlerischen, vollendeten Leistung unserer vortrefflichen Kurkapelle, die mit ihren herzerhebenden Klängen in Wahrheit die lebendige Seele unseres Kurhauses ist, sprechen hören. Als eine Schmach empfinde ich es, daß man dieser Kapelle, die eine historische Vergangenheit im guten Sinne hat, seit einiger Zeit zumutet, „Mittwochs“ zu Verdauungs- und Kaffeekonzerten zu spielen, wie solches seit einiger Zeit in den Großstädten in Restaurants und Cafés zu Tugenden der Gall ist. Mit solchen Anordnungen hebt man sicher nicht das Niveau eines hervorragenden Orchesters. Aber mir scheint, daß das alles dem derzeitigen Kurhauswirt zu Liebe geschieht, was um so unverständlicher ist, zumal derselbe für die nächsten Jahre eine so niedrige Pacht von diesem fünf-Millionen-Objekt bezahlt, die einem möglichen Hotel 2. Ranges gleich kommt. Wo ist die dem Kurhauswirt zu Liebe die großartige Wohnung im neuen Kurhaus eingerichtet worden? Mir scheint, daß dies auf Kosten des großen Saales geschehen ist. Da hätte man freilich vernünftigerweise das alte Kurhaus mit seinem akustisch vollkommenen Saal bestehen lassen sollen, denn dieser Saal sagte, ebenso wie der Konzertsaal im Paulinenschloßchen, circa 1100 (Eintausendeinhundert) Sitzplätze! Mir scheint, daß man den nie wieder gut zu machenden Fehler des zu klein gebauten „großen“ Konzertsaales im neuen Kurhaus dadurch in kindiger Weise verdecken wollte, indem man „besah“, die Abonnementspreise erheblich zu erhöhen, denn dadurch verringert sich nach dieser Auffassung die Zahl der Abonnenten und — dann ist der „große Saal“ groß genug! Und wenn der Zugang nach Wiesbaden, wie es selbstredend ist, weiter zunimmt, nun — dann erhöht man nach diesem Rezept wieder die Abonnementspreise, so daß dann nur die „Reichen“ sich das Vergnügen allein leisten können — und dann ist der Konzertsaal wieder groß genug! Seliger Baumeister Jais! Die herrlichen Ruinen von Deinem vor 100 Jahren erbauten Kurhaus geben Zeugnis, daß schon damals der große Konzertsaal größer gebaut war, als dies die Weisheit der Stadt Wiesbaden nach 100 Jahren, wo sich die Einwohner und Kurgäste mindestens verdreifacht haben, anführt. — Seit 10 Jahren bin ich Abonnent des Kurhauses mit seinen Konzerten. Mir und vielen Hunderten der Kurhausbesucher ist es gewiß ziemlich gleichgültig, in welchem Umfange und Luxus die Restaurationsäle gestaltet sind. Die Pflege einer vortrefflichen, künstlerischen Musik in den verschiedenen Genres, das sollte namentlich in Wiesbaden, das in dieser Sache, wie bereits erwähnt, eine gute, historische Vergangenheit hat, der Mittelpunkt im Kurhaus sein. Hierzu gehört aber nach Größe der Stadt und des Badeortes ein Konzertsaal, welcher mindestens 2000 (zweitausend) Personen bequem Sitzplätze bietet. Hat man bei fortwährender Bewilligung der jetzt schon erreichten „fünf Millionen Mark“ auch schon mal daran gedacht, daß es Ehrenache und Pflicht wäre, die Gehälter der Kurorchester-Mitglieder so zu erhöhen, daß dieselben nicht mehr wie bisher auf die Einnahmen aus Privatunterricht angewiesen sind? Eine bejahnende Antwort würde ich mit Freuden begrüßen. Für die vielen tausenden von Mark, die beim Absterberrain verloren gegangen, ferner, daß man erst einer Frankfurter Wasserfirma die Möglichkeit gab, am Paulinenschloß viele tausend Mark zu verdienen, ehe es die Stadt Wiesbaden erwarb etc. — ja dafür hätte man das Paulinenschloßchen schon zum Teil frei gehabt — konnte man den schönen Park in die Kuranlagen hineingeben, statt daß man das hübsche Kuranlagen, das wir beim Kurhaus haben, noch zubaut. Und wenn die Großstadt im gleichen Tempo wächst, wo bleibt da die Kurstadt? — Und wie gerne hätte man dann vielleicht das Paulinenschloßchen mit Park zur Verwendung zur Kurstadt! Die bürokratische Kurverwaltung hat schon viel Unheil angerichtet — meistens auf Kosten der Steuergäbler.

Zur Reichstagswahl.

Die Entscheidung im Wahlkampf rückt näher und näher und noch immer stehen sich die beiden Kandidaten der bürgerlichen Parteien feindlich gegenüber. Wenn es also den beiderseitigen Parteileitungen nicht gelungen ist, eine Einigung zu Stande zu bringen, so mögen nunmehr die Wähler ihrerseits, jeder an seiner Stelle, nach Möglichkeit zu vermeiden suchen, daß Sozialdemokratie und Zentrum in die Stichwahl kommen und von diesen Erwägungen ausgehend, meldet sich ein Unparteiischer zum Wort, der weder zur nationalliberalen, noch zur freisinnigen Partei gehört, sondern sich vollständige Freiheit in politischen Dingen bisher bewahrt hat und je nach Umständen schon konservativ, wie auch sozialdemokratisch wählte; noch viel weniger aber, wie Schreiber dieses Antisemit ist, möchte er den bürgerlichen Freisinn unterstützen. Es ist nun einmal Tatsache, daß der bisherige Abgeordnete Bartling wesentlich mehr Aus-

sicht hat, in die Stichwahl zu kommen, als der freisinnige Kandidat Dr. Alberti, da nicht nur die nationalliberale Partei mehr Anhänger zählt, sondern auf der anderen Seite der freisinnige Kandidat den unentschiedenen Wählern durch die Hegerien des „Wiesbadener Tagblatts“ verfeindet worden ist. Nicht allein, daß sich dieses Blatt darin gefällt, die Person des Herrn Bartling anzugreifen, so hat man diese Beobachtung nahezu bei jeder, einigermaßen bedeutungsvollen Frage, so besonders auf religiösem Gebiet, machen können. Die überhebende Art und Weise, mit welcher die Redakteure und Berichterstatter des Blattes in der Langgasse Kritik an allem üben, was nicht nach ihrem Geschmack ist, zeigt sich bei solcher Gelegenheit immer wieder, sobald man sich schließlich des Eindrucks nicht erwehren kann, die Herren halten alle jene für zurückgeblieben, welche es wagen, an der Richtigkeit ihres, der Tagblatt-Redakteure, Urteils zu zweifeln, oder gar entgegengesetzter Meinung zu sein. „Wissen und Wahrheit hat aber auch das Tagblatt nicht in Allein-Bacht.“ So ist es denn für die liberale Sache und besonders für den Kandidaten der freisinnigen Partei kein besonderes Glück, daß sich das Tagblatt seiner Interessen annimmt. Uebrigens wird der Kandidat der freisinnigen Partei, Herr Dr. Alberti, noch von der Vorstandswahl im Vorstichverein genügend in Erinnerung sein. Es mag liberal sein, mit einem alten System zu brechen, keinesfalls zeigte es aber von besonderem Wohlwollen für den kleinen Beamtenstand, oder von Wahrung seiner Interessen, wenn der bisherigen Gepflogenheit entgegen ein fremder Mann langjährigen Angestellten des Vorstichvereins, die sich bewährt haben, vorgezogen werden soll. Das werden sich die kleinen Leute hier sagen und auch danach handeln. Sollte wider Erwarten der Sozialdemokrat in die Stichwahl kommen, was gleichfalls mit endgültiger Wahl wäre, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das für Wiesbaden schwere Nachteil im Gefolge haben muß. Man mag sonst über die Sozialdemokratie denken wie man will, man mag sie sogar für notwendig halten und mit ihr sympathisieren, das ändert nichts an der Wahrscheinlichkeit, daß nach erfolgter Wahl eines Sozialdemokraten in Wiesbaden der Majestät der Kaiser unsere Stadt meiden würde und der damit bedingte Ausfall der Mai-Saison würde für den hiesigen Bürger von nicht zu unterschätzenden Folgen sein. Die Hotels und Pensionen würden schlechte Geschäfte machen und ebenso wie man sonst sagt: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt“, heißt es hier: „Müßt das Viehwesen, so blüht der Wiesbadener Handwerkerstand.“ Jeder Ausfall an Einnahmen aus dem Fremdenverkehr macht sich unweigerlich für den Kaufmann und Handwerker bemerkbar. Herr Bartling ist auch ein Mensch, der fehlen kann, aber den einen Vorzug hat er unbedingt, gemüht und uneigennützig zu sein, dabei weitläufiger, wie sich Herr Dr. Alberti in Sachen des Vorstichvereins gezeigt hat, wo er der Stimmung der Mitglieder so ganz und gar nicht Rechnung zu tragen gewußt hat und toleranter wie das Herr Dr. Alberti empfehlende, sich über alles erhaben fühlende Organ, das Tagblatt, das politisch, parteilos sein will; was soll man davon halten und wie wird man von Herrn Dr. Alberti erwarten können, daß er, der „Wünschen eines so kleinen Kreises entgegen handelte, die Wünsche der weit größeren Wählerschaft richtig beurteilen und vertreten wird. Unter solchen Umständen empfiehlt es sich für jeden besonnenen Wähler, auch diesmal die Kandidatur Bartling zu unterstützen.

Ich bitte dringend alle Mitbürger wirklich liberaler Gesinnung, besonders diejenigen, welche sich bisher aus Eigennutzen oder Gleichgültigkeit an der Wahl nicht beteiligt haben, dem einen oder anderen unserer liberalen Kandidaten, sei es nun dem mehr linksstehenden Herrn Dr. Alberti oder dem mehr rechtsstehenden Herrn Bartling, ihre Stimme zu geben, damit sie miteinander in die Stichwahl kommen. Lassen sie es sich aber zur Warnung dienen, daß keiner der anderen Parteien gewählt wird, denn den Wunsch Sr. Majestät unseres Kaisers dürfen wir gewiß nicht zur Eröffnungsfeier unseres neuen Kurhauses erwarten und würde derselbe sicher fern bleiben, wodurch nicht nur alle Geschäfte und Gewerbe enormen Schaden erleiden müßten, sondern auch vielen Arbeitern würde in Folge dessen dann mancher Verdienst verloren gehen. Dem also am Verdienen gelegen ist, der stimme liberal und nicht borniert-weise konfessionell. Im voraus spreche ich allen Wählern der Linken und der Rechten für ihre Teilnahme meinen aufrichtigen Dank aus.

Einer für viele des Gewerbestandes.

Noorbäder werden unentgeltlich in der Hallgarterstraße abgegeben!

Die Herren Beamten des Stadtbauamtes werden gebeten, einmal einen Spaziergang durch die Hallgarterstraße zu machen, damit sie auch mal sehen, daß es eine kolossale Summe ist, welche man an die Arbeiter und Fuhrwerke, die da notwendig zu tun haben, stellt, daß man sie durch den ca. 30 Ctm. tiefen Schlamm waten läßt und nicht dafür sorgt, daß die Straße geäubert und besser befestigt wird. Auch die Reinlichkeit des Trottoirs leidet sehr durch diese an russische Dörfer erinnernde Idylle. Der Zugang von dem Trottoir der Hallgarterstraße nach dem der Hallgarterstraße ist ein derart trauriger, daß man tief im Voratz verfinstert, wenn man diesen zu benutzen gezwungen ist. Für die Bewohner der Hallgarterstraße ist dies ein großes Vergnügen und denken wir alle, die wir diese Straße bewohnen, daß auch wir ebenjot auf die Reinlichkeit der Straße und ihrer Zugänge Anspruch haben, wie die Bewohner der Langgasse, Taunusstraße etc., denn dafür müssen wir auch genügend städtische Abgaben bezahlen. Des Stadtbauamt wird daher ebenso höflich wie bestimmt ersucht, auch für die ordnungsmäßige Sauberhaltung dieser Straße ein wachsam Auge zu haben.

Ein Bewohner der Hallgarterstraße.

Der schwer beschuldigte Hauptmann Dominik.

Ein Hundsfott ist der Soldat, der seinen Hauptmann im Kampfe im Stiche läßt, aber noch schlechter ist derjenige, der weiß, daß seinem Vorgesetzten Unwahrheiten nachgesagt werden und er tritt nicht mannhaft für die Ehre desselben ein. In Nr. 1 Ihrer Zeitung von diesem Jahre veröffentlichten Sie unter der Aufschrift: „Der Fall Dominik“ einen längeren Artikel über dessen angeblich ausgeübte Grausamkeiten in unserer Kolonie Kamerun. Zu diesem Artikel selbst und auch zu den in den Reichstagsdebatten besprochenen und in den Tagesblättern erörterten Anschuldigungen im allgemeinen, gestatten Sie einem früheren Untergebenen des jetzigen Hauptmanns Dominik folgendes mitzuteilen

Wer wie Schreiber dieser Zeilen 2½ Jahre mit Dominik zusammengelebt, an dessen kriegerischen Expeditionen teilgenommen und seine Charaktereigenschaften genau kennt, weiß ganz bestimmt, daß p. Dominik solcher Grausamkeiten, wie ihm jetzt zur Last gelegt werden, nicht fähig ist. Dominik besitzt die gewöhnliche Gabe, die Schwarzen so behandeln zu können, daß diese furchtbar zu ihm anblicken und ihm doch überall hin folgen und das Unmögliche möglich machen. Auf seine Soldaten kann er sich unbedingt verlassen. Streng aber gerecht werden diese jederzeit von ihm behandelt. Daß auf kriegerischen Expeditionen im Hinterlande von Kamerun der Segner, welcher meistens noch zu den Kannibalen gehört, nicht nach unseren Humanitätsbegriffen behandelt werden kann, wird wohl jedem Laien begreiflich sein. Zu allererst werden es aber unsere alten Krieger von 1870 und zwar derjenige Teil derselben, welcher gegen heimtückische Frankfurterbanden zu kämpfen hatte, begreifen. Hier waren es aber noch immer Angehörige einer zivilisierten Nation, gegen welche sie kämpften und keine Wilden aus dem Innern Afrikas.

Hauptmann Dominik hat um die wirtschaftliche Erschließung sowie auch um die Erforschung des Hinterlandes von Kamerun dem deutschen Volke große Verdienste geleistet.

Die Gerüchte über seine durch ihn angeblich ausgeübten Grausamkeiten werden wohl von einem Untergebenen, der vielleicht von p. Dominik sich zu Unrecht behandelt glaubt, aufgebracht, durch andere Personen nach Deutschland vermittelt worden sein. Denn Kaufleute sowohl als Missionare sind in Kamerun nicht in der Lage, solche Gerüchte an Ort und Stelle auf ihre Wahrheit prüfen zu können. In Berichten nach Deutschland sind jedoch berartige Leute immer schnell bei der Hand. Anders der Soldat, der da draußen im Felde, mit dem Schwerte in der Hand, mannhaft zum Schutze für die Ehre und das Interesse seines Vaterlandes eintritt. Kommt er einmal zurück zur Küste und es wird ihm hier der Küstenlatz auf Kaufleute und Missionare mitgeteilt, so läßt ihn das völlig ungehört und man hat noch nie einen Fall angeführt, daß Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe für Kamerun diesbezügliche Nachrichten nach Deutschland vermittelt haben. So haben wir es gehalten in den Jahren von 1894 bis 1897 und so wird es auch wohl jetzt noch sein. Die von Seiten des Oberkommandos der Schutztruppen gegen Hauptmann Dominik eingeleitete Untersuchung wird wohl auf das Klarste beweisen, daß Dominik unschuldig ist und die Herren Redner der Zentrumsfraktion im deutschen Reichstage werden es noch sehr bedauern, daß sie unkontrollierbaren Gerüchten zu viel Glauben geschenkt und einen treuen Sohn ihrer Kirche ungehört verdammt haben.

Wiesbaden, den 7. Januar 1906.

Ein früherer Untergebener Dominiks.

Kasseler Hafer-Kakao als Kinder-Frühstück

tausendfach ärztlich empfohlen.

Nur echt in blauen Kartons à 1 Mark, niemals lose.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* **Frankfurt a. M.** Fruchtpreise mitgeteilt von der Preisnotierungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 14. Jan. 1907. Per 100 Kilo gute marktsfähige Ware, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, M. 18.30 bis 18.50 2.45 Roggen, hiesiger, M. 16.80 bis 17.— 2.45. Berde Weizen, hiesiger, M. 17.75 bis 18.50 2.25. Wetterauer M. 17.50 bis 18.— 2.25. Hafer, hiesiger, M. 17.50 bis 18.25 3.45. Raps, hiesiger, M. 14.50 bis — 2.45. Mais M. — bis — 0.95. Mais Vaplaten M. 14.00 bis — 2.45.

Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abfassungen bezeichnet: 1. gehäufte, 2. klein, 3. mittel, 4. groß. * Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abfassungen bezeichnet: 1. flau, 2. anwachsend, 3. stetig, 4. sehr lebhaft.

* **Mannheim, 14. Januar.** Amtliche Notierung der dortigen Börsen (eigene Drucksache). Weizen, 19.— bis —. Roggen, neuer, 17.— bis —. Gerste, 17.50 bis 18.50. Hafer, 17.75 bis 18.25. Raps 34.50 bis —. Mais — bis —.

* **Wien, 11. Januar.** (Offizielle Notierung). Weizen 18.5 bis 18.40, Roggen 16.80 bis 17.70, Gerste 17.20 bis 17.75, Hafer 17.75 bis 18.10, Raps — bis —, Mais — bis —.

* **Wien, 11. Januar.** Amtl. Notierung. Weizen, roter, M. 19.00 bis —. weißer —. Roggen M. 16.40 bis —. Gerste M. —. Hafer M. 15.60 bis —.

* **Frankfurt, 14. Januar.** Der heutige Markt war mit 437 Ochsen, 78 Bullen, 913 Kühen, Hindern u. Stieren, 324 Kälbern, 103 Schafen und Hammeln 1561 Schweinen, 1 Ziegen, 0 Ziegenlamm, und 0 Schafälamm, besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewählte höchsten Schlachtwertes bis zu 6 Jahren 80—82 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 70—74 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 62—65 M., d. gering genährte jeds. Alters 60—60 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwertes 73—75 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 70—72 M., c. gering genährte 60—60 M. Kühe und Kälber (Stiere u. Rinder): a. höchsten Schlachtwertes 74—76 M., b. vollfleischig, ausgewählte Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 70—72 M., c. ältere ausgewählte Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 60—62 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 60—60 M., e. gering genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 60—60 M. M. a. b. e. f. eine feine Mast (Vollfleisch) u. beste Sangkälber (Schlachtwert) 102—104 M., (Lebendgewicht) 61—62 M., b. mittlere Mast u. gute Sangkälber (Schlachtwert) 85 bis 94 M., (Lebendgewicht) 50—55 M., c. geringe Sangkälber (Schlachtwert) 68 bis 70 M., (Lebendgewicht) —. M. d. ältere gering genährte Kühe (Jesfer) —. M. e. Schafe: a. Mastlamm und jüngere Mastlamm (Schlachtwert) 78 bis 80 M., (Lebendgewicht) —. M. b. ältere Mastlamm (Schlachtwert) 66—68 M., (Lebendgewicht) —. M. c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Mastschafe) (Schlachtwert) 60—60 M., (Lebendgewicht) —. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1½ Jahren (Schlachtwert) 68—69 M., (Lebendgewicht) 54 M., b. fleischig (Schlachtwert) 67—69 M., (Lebendgewicht) 53—60 M., c. gering entwickelte, sowie Sauen und Eber 58—60 M., d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 0.00

* **Kartoffeln.** Frankfurt a. M., 14. Januar.

Kartoffeln neue in Wagenladung, per 100 Kilo M. 5.25—5.50, im Detailverkauf —. 5.50—6.00.

Heu u. Strohmarkt Frankfurt, 11. Januar. (Amtl. Notierung). Heu M. 3.10 bis 3.40. — Stroh M. 2.90 bis 3.10 per Zentner.

Die Preisnotierungskommission.



Nr. 13.

Mittwoch, den 16. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

„Es freut mich, daß von Ihnen bestätigt zu hören. Ich hätte mir ja sonst Vorwürfe machen müssen, daß ich —“ er brach ab, und als er gleich darauf fortfuhr, lag ein Zug von Sarkasmus um seine Mundwinkel. „Aus dem Bösen ist wieder einmal das Gute entsprossen, wie das ja oft im Leben vorkommt. Der bedauernde, peinliche Vorfall im Hause meines Bruders hat nun Ihrem Leben plötzlich eine Wendung zum Glück gegeben.“

Sie sah ihn erstaunt, bestrebt an. „Zum Glück?“ wiederholte sie lächelnd, mit fragendem Achselzucken.

Er ärgerte sich über ihre anscheinende Unempfindlichkeit.

„Nun ja,“ erwiderte er fast brüsk. „Man darf Ihnen doch bereits zur Verlobung gratulieren?“

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich erheben.

Er hielt sie mit seinem Blick zurück, während er mit leisem Spott hinzufügte: „Eine Verlobung ist doch immer ein Glück, wenigstens in den Augen unserer heiratstüchtigen, jungen Damen, und in diesem Falle umsomehr, als mir Carita erzählte, der Bruder Ihrer Freundin eine sehr gute Partie sein soll. Noch einmal meinen herzlichsten Glückwunsch!“

Sein spöttischer Ton ließ sie erblassen, und die Nennung des Namens ihrer Feindin Carita, die sie haßte wie sonst niemand auf Erden, fachte ihre Entrüstung im Nu zu heller Flamme an. Carita hatte sie wieder einmal verleumdet, hatte sie als intrigante, lustig berechnende Heiratspekulantin dargestellt, die in der Richterschen Familie nichts Geringeres zu tun hatte, als nach dem Sohn des Hauses ihre Netze auszuwerfen. Scham und Zorn raubten ihr jede Selbstbeherrschung und ihre Bitterkeit quoll in den Worten über:

„Ihre Fräulein Cousine hat Sie falsch berichtet. Carita hat mich wieder einmal nach sich beurteilt, nach ihrem eigenen toletten, ränkevollen Sinn.“

Es war ihr in ihrer Aufregung herausgefahren, und nun biß sie sich, ärgerlich über sich selbst, auf die Lippen. Sie schämte sich vor sich selbst und vor ihm, und nur von dem einen Bestreben geleitet, die so sehr peinliche Empfindungen in ihr aufwallende Begegnung abzukürzen, erhob sie sich und rief nach dem Spielplatz hinüber: „Martha — Gretel!“

Zwei kleine Mädchen drehten sich nach ihr um.

„Was denn, Fräulein?“

„Kommt! Es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“

Während sich die beiden Kleinen langsam und unlustig von ihren Spielgefährten verabschiedeten, standen sich Felicia und Dr. Willfried stumm gegenüber. In den Zügen des jungen Mannes spiegelte sich grenzenloses Staunen, wortlose Verblüffung. Doch als Felicia jetzt, sich verabschiedend, kühl ihr Haupt neigte, fand er die Sprache wieder.

„Sie haben wieder eine Stellung angenommen, Fräulein?“

„Ja.“

„Und Sie sind nicht mehr im Richterschen Hause?“

„Nein.“

In seiner Ueberraschung unwillkürlich seinen innersten Empfindungen Ausdruck gebend, fuhr er mit einer seltsamen Hast und Lebhaftigkeit fort: Aber dann — dann habe ich Ihnen ja Unrecht getan. Verzeihen Sie mir! Also alles, alles erfunden von Carita?“

„Nicht alles,“ gab sie leise zurück in einer Regung, die zur Hälfte ihrem Gerechtigkeitsgefühl, zur Hälfte einer Aufwallung stolzer Genugtuung entsprang.

„Nicht alles? Das heißt, der junge Richter hat sich zwar um Sie beworben, aber Sie — Sie lehnten ab? Sagen Sie mir, Fräulein Felicia, war es deshalb, daß Sie aus der Familie Ihrer Freundin schieden?“

Er richtete die Frage mit einer Dringlichkeit an sie, die ihr das Blut heiß in die Wangen trieb. Sie hätte kein lautes Wort über die Lippen bringen können. Nur ganz leise, kaum merklich nickte sie. Dann wandte sie sich hastig herum, nahm die ihr entgegenkommenden Kinder an der Hand und entfernte sich in fluchtähnlicher Eile.

Dr. Willfried stand da, den Hut in der Hand und blickte ihr nach mit einem Gefühl der Hochachtung und Bewunderung und mit einem unbewußten, frohen Aufatmen.

In Felicias Brust hatte die Wiederbegegnung mit Dr. Willfried einen Sturm entfesselt, dessen sie auch auf dem langen Nachhausewege nicht Herr werden konnte.

Als sie sich aus der Richterschen Familie zurückzog, um noch einmal eine Stellung als Erzieherin anzutreten, glaubte sie nunmehr alle Beziehungen zu den Kreisen gelöst und abgebrochen zu haben, in denen sie seit Erlangung ihrer Selbstständigkeit gelebt hatte. Ganz Ähnliches hatte sie gedacht, als sie damals, mit Schimpf und Schande bedeckt, den Weg zu jenen guten Menschen gefunden. Und wie anders war es gekommen! Auch in dieses stille Asyl war die Erinnerung an Vergangenes und am liebsten Vergessenes gewaltsam eingedrungen, zuerst mit Räthes schwärmerischen Vadebrieffen über ihre Begegnung mit Bobo von Dromberg, dann mit dem ganz unerwarteten Doppelbesuch Caritas und der Frau Professor, der ihr Versöhnung bringen sollte und nur eine noch größere Verbitterung in ihrem schmerzlich zuckenden Herzen zurückließ, und zuletzt mit dem Eintritt Bobo von Drombergs in das Richtersche Haus selbst. Ja, dieselben Menschen, welche sie aus dem vornehmen Heim im Tiergarten vertrieben hatten, sie waren auch hier die mittelbare Ursache ihrer Verdrängung, ihrer Entfremdung mit Räthe Richter, der einzigen Freundin, die sie je besessen und der sie von Herzen zugetan war.

Auch das war gewesen, auch das war niedergelämpft und überwunden! Mit blutendem Herzen hatte sie auch von dieser letzten, ihr lieben Erinnerung Abschied genommen, um fortan ganz ihren Pflichten zu leben. Ja, sie hat in mutvoller Entsagung es fertig gebracht, ihren ganzen, reichen Schatz von Liebe und Menschengüte den ihrer Pflege anvertrauten Kindern zuzuwenden. Mit ihnen verband sie die Erinnerung an ihre eigene erste Kindheit, in welcher sie so namenlos glücklich ge-

wesen, in der alles Liebe und Sonnenschein war, damals, als ihre Liebe, gute Mutter noch lebte und sie mit zärtlicher Sorgfalt umgab, sie hegte und pflegte wie eine zart knospende Blume. Die Stürme des Lebens waren früh schon über sie dahingebrochen, sie hatten die Blume geknickt und zum Welken gebracht, aber doch hatte noch ein bescheidenes, stilles Glücksgefühl, ohne daß sie es wußte, in ihrer verwaisten Brust geruht, und das hatte der Verkehr mit diesen lieben, kleinen Mädchen, denen sie jetzt Erzieherin und mütterliche Freundin war, geweckt, und zu kaum geahnter Entfaltung gebracht. Auch Grethchen und Martha Walther hatten keine Mutter mehr, und ihr Vater, ein Großkaufmann, ging ganz in seinen weit verzweigten Geschäften auf; es genügte ihm, die Kinder in guter Obhut zu wissen, sonst kümmerte er sich wenig um die armen, kleinen Dinger, in deren verwaisten Herzen doch auch ein starkes Sehnen nach Liebe und Teilnahme ruhte. Wie ein Wink des Himmels war es Felicia erschienen, daß sie gerade in diese Stellung kam, und voll Zuversicht, mit Tränen in den Augen hatte sie in der ersten Nacht unter dem fremden Dache zu Gott gebetet um Kraft und Mut zu treuer Pflichterfüllung, um Vergessen alles dessen, was hinter ihr lag. Trost und Stärkung, wie sie verborgen als kostliche Perle in jedem edlen Gebete ruhen, hatten Engels Hände auch zu dieser jugendlichen Lebensmühen herabgetragen, und fast hatt es geschienen, als wenn auch die Blume des Vergessens von denselben wohlthätigen Händen an ihren Lebens- und Leidensweg gepflanzt worden wäre.

Und nun, nach Wochen eines gleichmäßigen, fast ruhigen Dahinlebens, nach Abklärung der inneren Stürme, zu stillem Gedenken des Vergangenen, wie eines traumhaft Durchlebten, halb Vergessenen wieder dieser gewaltsame Einbruch in ihren mühsam erkämpften Seelenfrieden, noch einmal dieses Herandrängen von außer ihr stehenden Menschen und Verhältnissen an sie, von denen sie sich für immer entfernt und entfremdet zu haben glaubte!

Sollte sie denn nimmer Ruhe finden?! War denn alles Kämpfen und Mühen wieder vergebens gewesen? Was war es, das sie so fest, wie mit Ketten an eine ihr peinvolle Vergangenheit schloß?

Und daß er selbst es war, der Mann, den sie — geliebt (Ja, in der Stille der Einsamkeit, in der Trostlosigkeit der Verbannung hatte sie heiß erglühend sich das gestanden!), daß er, gerade er, mit rauher Hand die noch leise blutenden Wunden wieder aufriß, das traf sie am schwersten, das verletzte ihr stolzes Selbstgefühl am tiefsten. Nun glaubte sie auch in diesem herrlichen Charakter sich getäuscht zu haben, nun lag auch dieses Mannesideal zerschmettert zu ihren Füßen.

Warum ließ er sie nicht ihrer Wege gehen? Warum begnügte er sich nicht damit, aus der Ferne — wenn der Zufall es so fügte — noch einen teilnehmenden Blick in ihr armes, freudloses Mädchenbath zu tun? Warum suchte er sie auf, um ihr auf's Neue ins Ohr zu flüstern, was Carita von Dromberg, die Unwürdige, Verhasste, von ihr sagte, das ihm dann selbst Veranlassung geworden, sie mit seinem Spott zu verletzen? Hatte er denn gar kein Gefühl dafür, daß der Spott aus seinem Munde sie tiefer traf und mehr schmerzte als alles Böse, das ihr Menschen je im Leben zugefügt hatten? War es ehrlich, war es männlich, sich ihr in solcher Absicht wieder zu nähern, sich ihre völlige Hilflosigkeit zu nahe zu machen und ihr Gedanken und Pläne unterzuschieben, die sie mit der ränkvollen Carita von Dromberg auf ein und dasselbe moralische Niveau stellten? War der Blick dieses mutvollen Afrikaforschers für menschliche Dinge, für die einfachsten Vorgänge des gesellschaftlichen Lebens so getrübt, daß er nicht den weiten Abstand zwischen ihr und einer Carita von Dromberg zu erkennen vermochte?

Alles das dachte Felicia in der ersten Wallung ehrlicher Entrüstung. Dann aber, als der Sturm über diese Wiederbegegnung sich zu legen und zu glätten begann, als die Ueberlegung und nach ihr, heiß und brennend, die Liebe hinzukam, die nicht erstorben war, sondern in ihrem Herzen nur geschlummert hatte, da suchte sie selbst nach Gründen, um alles, was ihr böse und ungerecht an ihm erschien, vor sich selbst zu entschuldigen. So eben ist die Liebe, auch wo sie verdammen möchte, findet sie noch Worte des Verzeihens, und was sie wie mit Rosenfingern berührt, verwandelt sich selbst aus gemeiner Schlacke in reinstes Edelmetall.

Noch einmal in der Einsamkeit ihres Zimmers und der Stille der Nacht um sie her, suchte Felicia den Schleier von allen den Vorgängen zu streifen, welche sich seit ihrem Fortgang in dem Hause des Professors zugetragen hatten, um eine Erklärung für die heutige Begegnung zu finden. Sie suchte, aus dem Vergangenen, Selbsterlebten das weitere Zusammenleben der sie interessierenden Personen zu gestalten, was man allerseits von ihr gedacht, gesagt, und da kam sie mit der eigentümlichen Divinationsgabe eines liebenden Mädchenherzens der

Wahrheit ziemlich nahe. Immer weiter spann sie sich in diese erdichteten Lebensschicksale ein, immer lähnner wurde der Flug ihrer Gedanken, und zuletzt durchbebt sie ein nie gekanntes Wonnegedühl, ein stilles, seliges Ahnen, daß der Mann, der sich für ihre Ehre geschlagen, der den stolzen Sinn der Professorin gebeugt und sie gezwungen hatte, zu ihr zu gehen und die Verstoßene, Verachtete um Verzeihung zu bitten, der von dem ersten Augenblick an über ihr Wohlergehen gewacht und mit sorgender Hand alles von ihr abgewehrt hatte, was sie noch weiter demütigen und verletzen konnte, daß dieser Mann sie liebte, nicht flatterhaft, wie der Schmetterling von Blume zu Blume tanzend, sondern erst und wahr und tief. Und das nur hatte ihn diese Wiederannäherung suchen lassen, ja, war es nicht eine Regung der Eifersucht, welche ihm so bittere Worte in den Mund gelegt hatte, und war es nicht Beschämung darüber, die ihn bei ihrem raschen Fortgang verstummen machte?

Und dieses lezte, selige Empfinden umrauschte sie süß und betäubend, wie Elfenfang, als dann leise der Engel des Schlafes über sie hinschwebte und auch ihre müde Seele in Schummer wiegte. Träume von Wärdhen und Rosen umganzelten sie, sie sah sich glückselig als Braut am Altar und neben sich den stolzen, schönen Mann, dem ihr Herz, auch unbewußt, immer zu eigen gewesen.

Mit dem ersten Erwachen brannte wieder die alte Unruhe in Felicias Herz. Fast ungestüm drängte es sie, wieder jenen Teil des weiten Tiergartens aufzusuchen, wo gestern Dr. Willfried an sie herangekreten war, um womöglich eine neue Begegnung herbeizuführen, aber das ließ nun doch ihr Mädchenstolz nicht zu. Sie wollte ihm nicht nachgehen, wie es Carita von Dromberg getan. Wenn es ihn wirklich nach ihr verlangte, wenn er eine Fortsetzung des gestern so jäh unterbrochenen Gesprächs wünschte, dann fand er sicher den Weg zu ihr und auch eine Gelegenheit, um sie ungestört sprechen zu können.

Arme Felicia!

Sie fand sich noch einmal in ihren geheimen Wünschen und Erwartungen bitter getäuscht. Jener ersten, zufälligen Begegnung folgte keine zweite mehr. Dr. Willfried nahm sich offenbar gar nicht die Mühe, noch weiter nach ihr zu forschen. Es genügte ihm, sie wieder in einer Stellung und in geordneten Verhältnissen zu wissen. So war doch wohl alle ihr bewiesene Teilnahme nichts weiter gewesen als Mißgefühl, wie es jedem gütigen Menschen für diejenigen innewohnt, welche leiden und unterdrückt werden. Der sie flüchtig beseligende Liebesrausch war im Traumland zurückgeblieben, und nun pochte die kalte, nüchterne Wirklichkeit mit harten Fingern an ihre Thür, nun hieß es, sich weiter üben im Entsagen und auch dieses lezte, kurze Wiedersehen zu vergessen.

Und eines Tages, da las sie in der Zeitung, der berühmte Afrikaforscher gedenke nach Vollenbung seiner Arbeiten nach dem dunklen Kontinent zurückzukehren, um in den neuerworbenen Kolonien eine Verwaltungsstelle anzutreten, in welcher ihm dann reichlich Gelegenheit werden würde, seinen unermüdblichen Forschertrieb noch weiter zu befriedigen und neue Vorbeeren zu ernten. — Unter dieser Ankündigung brach Felicia fast zusammen.

Wie hatte es auch anders sein können! Der berühmte Mann war nur vorübergehend in die kleinen, engen Verhältnisse der Heimat zurückgekehrt, um zu arbeiten und um noch einmal dem geliebten, älteren Bruder vor dem endlichen, dauernden Abschied die Hand drücken zu können. Nun lehrte er in die große Welt, der er angehörte, zurück, und vergessen war alles, was sich in diesem engen, kleinen Kreise um ihn her zugetragen hatte, vergessen auch sie, das arme, unbedeutende Mädchen, dem er einmal vorübergehend Beschützer und wohlmeinender Berater gewesen. Ja, seine Ziele lagen weiter und höher hinaus, als sie es selbst ahnen mochte.

Verrauscht, verweht war der ganze schöne Traum, und sie wieder in Abhängigkeit und Armut, verlassen, vergessen und — allein.

Arme Felicia!

(Fortsetzung folgt.)

Husten Sie? Dann versuchen Sie die unübertreffl. **Flucol-Bonbons**. Die Wirkung ist wunderbar. Karton 40 Pf.
Otto Lilie, Drogerie, Moritzstr. 12.

Conrad H. Schiffer, Hofphotograph, Taunusstr. 24,
Atelier für künstlerische Porträts u. Vergrößerungen. 399

Der Ehrenschein.

(Schluß.)

„Nach einigen Tagen beruhigte er sich wieder, der Wucherer ließ nichts mehr von sich hören, vielleicht war es doch nur eine leere Drohung gewesen. Es lag ja auch im Interesse Schultes, ruhig zu warten, bis sein Schuldner in der Lage war, seinen Verpflichtungen nachzukommen, und er konnte nur wünschen, daß dies später auf glütlichem Wege geschah.“

An den rachsüchtigen Charakter seines Gläubigers dachte Feodor jetzt nicht mehr, Schulte hatte sich ja ihm gegenüber auch viel vergeben, er mußte wünschen, daß dies verschwiegen blieb.

So verstrich die Frist, und sie war kaum abgelaufen, als Feodor die Aufforderung erhielt, sich beim Regimentskommandeur zu melden.

Was ihn dort erwartete, wußte er nun, seine militärische Laufbahn war abgeschlossen.

Der Oberst war ihm stets ein gütiger, wohlwollender Vorgesetzter gewesen, er empfing ihn auch heute mit freundlicher, wenn auch bekümmelter Miene.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich bedaure, daß Sie sich zur Ausstellung des Ehrenscheins verleiten ließen,“ versetzte er, während er die Papiere, die der Wucherer ihm eingekandt hatte, von seinem Schreibtisch nahm. „Ueber die Höhe der Forderung will ich mir kein Urtheil erlauben, ich hätte nicht erwartet, daß ich an Ihnen diese betrübende Erfahrung machen würde.“

Dem jungen Mann schoß bei diesem Vorwurf das Blut jäh in die Wangen.

So schmerzlich es ihm auch war, den Vater anklagen zu müssen, gebot ihm doch die Rücksicht auf die eigene Ehre, dem Obersten die Wahrheit zu sagen, von dem Verdacht, daß er selbst die Summe am Spieltisch vergeudet habe, mußte er sich reinigen.

Der Oberst schüttelte bedauernd das graue Haupt. „Könnte denn nicht Ihr Onkel, der Majoratsherr, die Bürgschaft übernehmen, wenn er selbst nicht die Schuld tilgen wollte?“ fragte er.

Daran hatte Feodor freilich noch nicht gedacht, jetzt bereute er bitter, daß er so ängstlich und verschwiegen gewesen war.

„Wie gesagt, ich bedaure Sie,“ fuhr der alte Herr fort, „leider kann ich Ihnen nicht helfen, so gerne ich es auch wollte. Ich bin verpflichtet, den Vorfall weiter zu melden, und Sie wissen, daß es den Offizieren streng verboten ist, einen Ehrenschein auszustellen. Sie werden den Abschied erhalten, ich kann Ihnen nur raten, hetue noch um Ihre Entlassung einzukommen. Wollen Sie diesen Rat befolgen?“

„Ich muß wohl, Herr Oberst!“

„Sobald Sie das Abschiedsgesuch mir überreichen, beurlaube ich Sie, bis die Entlassung eintrifft. Einen so tüchtigen und so schneidigen Offizier verliere ich höchst ungern, aber meine Pflicht muß ich erfüllen, so schwer es mir auch werden mag.“

Damit war Feodor entlassen und ein unglücklicher Zufall wollte, daß auf dem Heimwege der Sohn des Wucherers ihm begegnete.

Das höhnische Lächeln Friedrichs reizte den erbitterten Offizier noch mehr, er blieb dicht vor dem jungen Manne stehen, der seit dem Tage der Wahl keine Uniform mehr trug.

„Sind Sie von den Schritten Ihres Vaters gegen mich unterrichtet?“ fragte er mit scharfer Betonung.

Friedrich Schulte nickte bejahend, aus jedem Zuge seines Gesichtes sprach herausfordernder Trotz.

„Dann sagen Sie Ihrem Vater, er habe seinen Zweck allerdings erreicht, aber ein Schurke sei er, wie kein größerer unter der Sonne wandle.“

„Wer ist der Schurke?“ brauste Friedrich auf. „Derjenige, der geliehenes Geld zurückfordert, oder der, welcher die Einlösung seines verpfändeten Ehrenwortes verweigert?“

„Sie werden mir für diese Frage Genugthuung geben, wenn Sie nicht mit meiner Rittpeitsche Bekanntschaft machen wollen!“

„Die Drohung war überflüssig, Herr Leutnant, ich würde ohnedies für die Beschimpfung meines Vaters Genugthuung gefordert haben. Auf Wiedersehen!“

Mit kurzem Gruß schritt er von dannen, Feodor sandte ihm einen zornsprühenden Blick nach, dann setzte auch er seinen Weg fort.

Der Majoratsherr hatte nach der Unterredung mit seinem Neffen an die Schulden desselben nicht mehr gedacht.

Wären sie nicht so bedeutend gewesen, so würde er sie getilgt haben, eine so große Summe durfte er nicht aus seinen Ersparnissen nehmen, denn sie bildeten das Vermögen seiner Tochter, und er betrachtete es als eine ernste und heilige Pflicht, die Zukunft Luciens so heiter und sorgenfrei zu gestalten, wie es in seiner Macht lag.

Wochte der Kasse, wenn er später in den Besitz des Majorats gelangte, zusehen, wie er mit diesen Schulden fertig werde, der alte Herr konnte und wollte sich damit nicht befassen.

Einige Tage später besuchte Lucie ihre Tante, sie wurde ziemlich kühl empfangen.

Die alte Dame beklagte sich bitter über ihre zerütteten Verhältnisse und die Einschränkungspläne ihres Sohnes, Lucie erfuhr durch teilnehmende Fragen alles, was sie zu wissen wünschte.

Lucie erkannte sofort, daß eine schwere, drückende Last auf den Schultern Feodors ruhte, er hatte nicht nur mit einer rapide wachsenden Schuldenlast, sondern auch mit dem zähen Eigensinn seiner anspruchsvollen, verwöhnten Mutter zu kämpfen.

Der Wunsch, diese Last ihm zu erleichtern, bewog Lucie, mit dem Vater Rücksprache darüber zu nehmen.

Der Majoratsherr lehnte es anfangs ab, auf das Thema einzugehen, aber Lucie ließ nicht nach, was sie sich einmal vorgenommen hatte, das führte sie auch durch.

„Und wie sollte da geholfen werden?“ fragte er endlich ungeduldig, während er langsam auf und nieder wanderte. „Ich habe getan, was ich tun konnte, sie müssen sich nun nach der Decke strecken. Daß deine Tante das nicht will, glaube ich sehr gerne, aber sie darf doch auch nicht verlangen, daß ich aus meinen Mitteln ihre maßlosen Ansprüche befriedigen soll.“

„Wenn nur die Schulden nicht wären!“ erwiderte Lucie, mit bedenklicher Miene das Köpfchen wiegend. „Sie müssen ja von Jahr zu Jahr wachsen.“

„Ich kann sie nicht tilgen, liebes Kind!“

„Wenn du nur wolltest, Papa!“

„Du weißt nicht, was du forderst. Sterbe ich, so geht das Majorat auf Feodor über, deine Mutter war nicht vermögend, somit bist du auf ein kleines Legat und meine Ersparnisse angewiesen. Soll ich nun aus diesen Ersparnissen zehntausend Taler nehmen, um die Schulden deiner Verwandten zu tilgen? Ich könnte das vor meinem Gewissen nicht verantworten.“

„Weißt du, welchen Zinsfuß der Wucherer berechnet?“ fragte Lucie mit leisem Vorwurf.

„Feodor hat es mir nicht mitgeteilt.“

„Aber die Tante sagte es mir: zwanzig Prozent.“

Der Majoratsherr blieb stehen, sein Blick ruhte starr auf dem Mädchen.

„Das ist freilich stark,“ erwiderte er entrüstet, „aber wen trifft die Schuld? Den, der diesen Zinsfuß bewilligt hat, er konnte ja voraussehen, daß solcher Leichtsinns zur Verarmung führen muß.“

„Feodor hat nach dem Tode seines Vaters die Schulden mit übernehmen müssen, also kann ihn kein Vorwurf treffen,“ sagte Lucie. „Und ein Opfer brauchen wir ja auch nicht zu bringen; leihen wir ihm das Geld, er kann es mir später zurückgeben. Willst du nicht ganz auf die Zinsen verzichten, so berechne ihm dasselbe, was deine Staatsschuldenscheine dir einbringen, wir retten ihn damit wenigstens aus den Händen eines harten herzigen Wucherers.“

„Om, hm, wer hat dir diesen Gedanken eingegeben?“ fragte der alte Herr, und ein leises Mißtrauen leuchtete dabei aus seinem forschenden Blicke.

„Niemand, lieber Papa, ich dachte gleich daran, als die Tante mir die Sachlage auseinandersetzte.“

„Und hast du mit ihr darüber gesprochen?“

„Nein!“

„Auch mit Feodor nicht?“

„Ich habe ihn seit seinem letzten Hiersein nicht wiedergesehen,“ antwortete Lucie in so aufrichtigem Tone, daß ihr Vater die Wahrheit dieser Erklärung nicht bezweifeln konnte.

Der alte Herr versank in Nachdenken, der Vorwurf seiner Tochter war immerhin der Prüfung wert.

Der Schuldschein des künftigen Majoratsherrn war ebenso sicher, wie ein Staatsschuldschein, und dem Neffen wurde wenigstens insofern geholfen, als er hier nicht mehr georängt werden konnte.

„Ich will sehen, was ich tun kann,“ sagte er nach einer Weile, „ich muß zuvor mit dem Bucherer reden und mich genau nach der Sachlage erkundigen. Aber, wenn ihm auch nach dieser Seite hin wirklich geholfen würde, bald wird Feodor sich genötigt sehen, neue Schulden zu machen, die Genußsucht seiner Mutter zwingt ihn dazu.“

„Die Tante wird auch mit jedem Tage älter —“

„Aber nicht verständiger, mein liebes Kind, Feodor wird zu schwach sein, ihren Wünschen und Launen entgegenzutreten, er ist leider zu rücksichtsvoll.“

„Wir wollen das abwarten,“ erwiderte Lucie, froh, daß sie schon soviel erreicht hatte, „über diesen Punkt läßt sich ja später noch reden.“

„Besser wäre es, wir kümmerten uns gar nicht darum,“ brummte der alte Herr, damit verließ er das Zimmer.

Es verstrichen einige Tage, ehe der Majoratsherr dazu kam, sein Vorhaben auszuführen und den Bucherer zu besuchen.

Am einem Vormittage trat er in das Arbeitszimmer Schultes.

„Sie sind der Gläubiger meines Neffen,“ kam er ohne Umschweife zur Sache, „wie hoch beläuft sich die Schuld? Welche Dokumente besitzen Sie und welcher Zinsfuß wird berechnet?“

Der Bucherer konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen, er wandte das Antlitz ab, um dem Blick des Majoratsherrn auszuweichen.

„Die Papiere befinden sich seit gestern in den Händen des Herrn Regimentskommandeurs,“ sagte er.

„Weshalb taten Sie das?“ fuhr Walstern auf. „Hat mein Neffe Ihnen einen Ehrenschein ausgestellt?“

„Natürlich.“

„So wollen Sie ihn zwingen, seinen Abschied zu nehmen?“

„Meine Schuld ist es nicht,“ erwiderte Schulte achselzuckend, „ich hatte ihm eine Frist von acht Tagen gestellt, er ließ den Termin verstreichen, obgleich er wußte, daß nach Ablauf desselben die Papiere dem Obersten eingehändigt würden.“

„Und das veranlaßte Sie zu dieser Handlungsweise?“ fragte der Majoratsherr entrüstet. „Die Forderung war Ihnen unter allen Umständen gesichert, Sie konnten ohne die geringste Besorgnis sich gedulden, bis mein Neffe in den Besitz des Majorats kam.“

„Was veranlaßte das Offizierkorps des Husarenregiments, die Wahl meines Sohnes abzulehnen, ihn und mich ohne Grund zu beleidigen?“ erwiderte der Bucherer, die Brauen zusammenziehend. „Wie du mir, so ich dir, das ist ein altes Sprichwort. Ich habe dem jungen Herrn eine genügend lange Zahlungsfrist gegeben, wären Sie zwei Tage früher gekommen, so —“

Er brach ab und trat ans Fenster; ein Wagen war vor wenigen Sekunden langsam vorgefahren.

Ein Schreckensruf schallte durch das Haus, Schulte stürzte hinaus, todesbleich kam seine Tochter ihm entgegen.

„Sie bringen Friedrich,“ sagte sie mit bebender Stimme, dann eilte sie an ihm vorbei, um das Schlafgemach des Bruders zu öffnen.

Sie trugen einen Sterbenden hinein, ein Arzt begleitete ihn.

„Was ist vorgefallen?“ fragte der Bucherer, seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Ein Duell mit dem Leutnant von Walstern,“ erwiderte der Arzt leise.

„Und die Verwundung ist tödlich?“

„Machen Sie sich auf alles gefaßt, die Kugel hat die Lunge durchbohrt.“

Stöhnend sank der corpulente Mann in einen Sessel, der Arzt beschäftigte sich mit dem Verwundeten.

Der Majoratsherr hatte den Namen seines Neffen gehört, die Sorge um ihn hielt ihn in dem Hause zurück, das er unter anderen Umständen sofort verlassen haben würde.

„Sie nannten vorhin den Namen des Leutnants von Walstern,“ wandte er sich zu dem Arzte, „ist er ebenfalls verwundet?“

„Schuß in den Arm,“ lautete die Antwort, „er befindet sich auf Ihrem Gute, Herr Baron, das Duell fand dort in der Nähe statt.“

„Und weshalb brachte man meinen Sohn nicht auch dorthin?“ fragte der Bucherer mit herbem Vorwurf.

„Weil es dorthin ebenso weit war, wie zur Stadt.“

„Vater!“ sagte der Sterbende leise. „Er nannte dich einen Schurken, ich mußte für deine Ehre eintreten. Erst heute morgen erfuhr ich deine Handlungsweise, ich kann sie nicht billigen, du opferst deiner Rache deine Ehre, ich muß mit meinem Leben dafür büßen. Ich will, daß mein Gegner nicht verfolgt werde, ich habe ihn gezwungen zum Duell, er konnte nicht anders. Hörst du, es ist mein letzter Wille, du wirst alles aufbieten, eine milde Strafe zu erwirken.“

Der Majoratsherr verließ das Haus, über geschäftliche Angelegenheiten war mit dem Bucherer jetzt doch nicht mehr zu reden.

Er eilte zum Obersten, das Entlassungsgesuch war schon abgegangen, es konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Als der alte Herr heimkehrte, fand er seinen Neffen mit verbundenem Arm, Lucie eilte ihm entgegen, um ihn auf das Vorgefallene vorzubereiten.

Die Nachricht von dem Tode seines Gegners erschütterte Feodor, er hatte gehofft, das Leben werde ihm erhalten bleiben.

„Und was nun?“ konnte der Majoratsherr sich nicht enthalten zu fragen. „Alles das wäre vermieden worden, hättest du dich nicht verleiten lassen, den Ehrenschein auszustellen.“

„Und hätte ich es nicht getan, so würde der Bucherer seine Forderung eingeklagt und unser letztes Hab' und Gut mit Arrest belegt haben. Ich wurde ja gezwungen dazu, und später, als ich entdeckte, wie leichtsinnig ich in die Falle hineingegangen war, schämte ich mich, dir Mitteilung davon zu machen.“

„Du wirst dich auf lange Festungshaft gefaßt machen müssen.“

„Ich muß die Folgen freilich tragen,“ seufzte der junge Mann, „wenn nur die Sorge um meine Mutter von mir genommen würde!“

„Diese Sorge übernehme ich,“ erwiderte der Majoratsherr, und er hielt redlich Wort.

Das Urteil lautete auf ein Jahr Festungshaft. Die Erklärung, die Friedrich Schulte kurz vor seinem Ende gegeben hatte, wurde von dem Verteidiger Feodors als Milderungsgrund geltend gemacht.

Die Hälfte der Strafe wurde dem Verurteilten auf dem Gnadenwege erlassen, schon nach sechs Monaten öffneten sich ihm die Tore der kleinen Festung wieder.

Daß inzwischen der Bucherer abgefunden war, daß der Majoratsherr dem Drängen seiner Tochter nachgebend die Schuld getilgt und seine Schwägerin in ausreichender Weise unterstützt hatte, das alles hatte Feodor während seiner Haft ausführlich erfahren.

Die Mutter war unterdessen ernster und in ihren Ansprüchen bescheidener geworden, sie hatte sich mit dem Schwager ausgeföhnt, und als ihr Sohn sich wieder in Freiheit befand, ruhte sie nicht, bis er mit Lucie verlobt war.

Der Bucherer hatte in den wenigen Monaten um Jahre gealtert, aber trotz der schlimmen Erfahrungen setzte er sein Gewerbe fort, und so tief er auch jetzt in der Achtung seiner Mitbürger gesunken war, fand er doch noch immer Opfer, die ihm ins Netz hineinliefen, und es gelang ihm wirklich, eins dieser Opfer zur Heirat mit seiner Tochter zu zwingen.

Der Schwiegersohn mit dem hochtönenden Namen nahm dafür seine Rache, er begnügte sich nicht mit dem Nadelgelde seiner Frau, schon nach zwei Jahren war der Bucherer ruiniert, ein Bettler, der bald darauf im Irrenhause sein Leben endete.



Denkspruch.

Muß gleich die Kunst nach Brot gehn,
Wie man von ihr verächtlich schwärzt,
So wil ich dennoch bey ihr stehen,
Weil sie mich inniglich ergeht.

Simon Dach.

